Einige Beiträge behandeln methodologische Grundsatzfragen, die meisten konkrete anwendungsorientierte Probleme. Wirth und Scherer haben aus ihren Keynotes einen gemeinsamen, reflektierenden Aufsatz verfasst, der die Notwendigkeit, aber auch die Gefahren von (allzu stark betriebener) Standardisierung aufzeigt. Im Wesentlichen ist die sorgfältig abwägende Argumentation überzeugend. Warum jedoch die Kritik an der Verwendung standardisierter Methoden und Instrumente, diese greife in die Freiheit der Forschung ein und missachte wissenschaftliche Kreativität, einem romantischen Wissenschaftsideal entspreche und vorprofessionell sei (S. 21), bleibt unbegründet. Akzeptiert man nämlich Standardisierung und Flexibilisierung oder Offenheit als zwei gleichermaßen legitime Seiten wissenschaftlichen Forschens, darf man nicht die eine Einseitigkeit durch eine andere ersetzen. So gesehen, bilden Standardisierung und Flexibilisierung weder einen Antagonismus noch ein Kontinuum, sondern sind eher ebenenspezifisch anwendbar (siehe Geise und Rössler, S. 100). Möglicherweise ist eine doppelte Strategie der gleichzeitigen Anwendung in einem Forschungsprozess sogar förderlich, um die jeweils andere Vorgehensweise zu kontrollieren, wie Sowa, Hefner und Klimmt für das Konstrukt Medienkompetenz zeigen.

Manchmal tauchen alte Debatten bei neuen Anwendungen wieder auf: im Beitrag von Geise und Rössler die Frage, welche Inhalte bei Bildern manifest sind und ab wann Inferenzen beginnen. Wenn die Identifikation von Papst Benedikt eine Interpretation ist, weil wir streng genommen einen lächelnden alten Mann mit weißem Gewand „sehen" (S. 91), ist dies ebenfalls eine Inferenz (weil das Gesicht faltig ist, die Kleidung als „Gewand" interpretiert wird usw.). Weiter zurückgehende Inferenzen sind einfach nur stärker konventionalisiert (S. 94).

In einigen Beiträgen wird die dem Thema des Bandes übergeordnete Frage nach dem Verhältnis von qualitativer und quantitativer Methodologie thematisiert, etwa von Engelmann, von Baumann & Scherer oder von Lepa, allesamt sehr lesenswerte Beiträge, die zur Diskussion einladen. Hastall und Bilandzic beschäftigen sich mit der Frage, wie bei subjektiven Inhalten (hier: Normverletzungen) Zugriffs- und Inter-Coder-Reliabilität gewährleistet werden kann. Ähnlich ist auch die Fragestellung von Peter und Fahr, die ein Instrument zur Messung sozialer Vergleiche vorstellen. Um Messäquivalenz bei internationalen inhaltsanalytischen Vergleichen geht es im Beitrag von Wirth, Wettstein, Reichel und Kühne, hier eher auf die statistische Auswertung bezogen. Eine besondere Notwendigkeit flexibler Standardisierung ergibt sich bei Analysen des Nutzungsverhaltens im Internet, da dort die Inhalte nicht statisch vorliegen, sondern nutzerspezifisch „generiert" werden. Wie man mit solchen theoretischen wie methodischen Herausforderungen umgeht, zeigen Lünich, Hautzer und Rössler anhand einer „Live-Prozess-Codierung" und einem Mehrmethoden-Design.

Dieser Band, wie überhaupt die komplette Reihe, belegt, dass Sammelbände zu (Fachgruppen-)Tagungen nicht weniger wertvolle Publikationsformen sind. Die Tagungsvorträge wurden reviewed, und die daraus entstandenen Aufsätze wurden durch die Herausgeber gründlich editiert und korrigiert. Ihr Mehrwert besteht in der thematischen Kohärenz, der durch die Tagung bereits erfolgten Diskussion (die ein Reviewprozess nicht leisten kann) sowie in der Möglichkeit, breite Impulse zu setzen (was ein einzelner Zeitschriftenaufsatz nicht leisten kann). Die Beiträge sind methodisch originell und innovativ. Auch deshalb ist dem Band eine breite Rezeption zu wünschen.

Was mir allerdings fehlt, ist ein stärkerer Pluralismus: Die Frage, wie man standardisieren kann, dominiert deutlich über die andere Denkrichtung. Vielleicht korrespondiert dieser „Bias" mit der erkenntnistheoretischen Präferenz für Realismus und Objektivismus. Der Band bestätigt daher meinen Eindruck, dass die ganz grundsätzlichen Fragen ausgespart werden und man sich in der Fachgruppe Methoden lieber auf bewährtem Terrain bewegt. Das ist legitim, aber eine weiterführende methodologische Debatte wäre bei diesem Thema durchaus eine Option gewesen – oder sollten wir solche abstrakten Fragen lieber den Philosophen und Wissenschaftstheoretikern überlassen?

Armin Scholl

Senja Post

Wahrheitskriterien von Journalisten und Wissenschaftlern

Baden-Baden: Nomos, 2013. – 244 S.

ISBN 978-3-8487-0382-1

(Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2012)

Warum nehmen Journalisten sich nicht Wissenschaftler zum Vorbild? Nicht nur der von Senja Post gleich im ersten Abschnitt zitierte ehemalige US-amerikanische Journalist und Journalismuskritiker Philip Meyer behauptet, dass Zeitungsjournalisten die Verlässlichkeit ihrer Berichterstattung dadurch sichern könn-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-2-300 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ten, dass sie sich die Vorgehensweisen von Wissenschaftlern zu eigen machen. Dies ist eine zugleich triviale wie spannende Frage. Ersteres deshalb, weil in einer ausdifferenzierten modernen Gesellschaft Journalismus und Wissenschaft nun einmal unterschiedliche Funktionen, Leistungen und Aufgaben übernehmen. Es ist aber deshalb spannend, dieser Frage doch einmal auf den Grund zu gehen, weil erst dadurch tatsächliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gefunden und analysiert werden können.

Die Autorin führt die beiden Tätigkeitsfelder unter der Perspektive der Wahrheitskriterien zusammen. Allerdings steht auf den gut 200 folgenden Seiten nicht der Begriff der Wahrheit im Vordergrund, sondern der der Objektivität. Dieser wird in allen Facetten expliziert, worunter der Wahrheitsbegriff fast ein wenig untertaucht.

Das Buch ist insgesamt lesenswert, zumal die Kapitelzusammenfassungen eine gute Möglichkeit sind, um die Lektüre individuell zu beschleunigen und sich aufs Wesentliche zu konzentrieren. Denn dem Leser geht es ja schließlich nicht um die Bewertung der Dissertationsschrift, sondern um die theoretisch sowie empirisch gewonnenen Erkenntnisse. Insofern wäre eine Überarbeitung, insbesondere Straffung des Werkes zur Buchpublikation förderlich gewesen.

Am Ende der Einleitung (Kapitel 1 „Problemstellung“ und 2 „Rahmenbedingungen“) fasst die Autorin die Prämissen ihrer Arbeit zusammen: Im Zentrum steht das subjektiv rationale Handeln von Journalisten und Wissenschaftlern und hierbei das Treffen von Entscheidungen bei Norm- bzw. Zielkonflikten. Post geht davon aus, dass es für beide Berufsgruppen normativ-ethische Handlungsprinzipien gibt – für die Wissenschaftler sind dies nicht zuletzt die Empfehlungen zur Sicherung wissenschaftlicher Praxis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), für die Journalisten gilt der Pressekodex des Deutschen Presserates. Trotz oder auch gerade wegen dieser rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen bedarf es im kritischen Einzelfall des reflektierten Handelns, ohne die grundlegenden Regeln außer Kraft zu setzen.

Sehr aufschlussreich sind die Kapitel 3 bis 5, in denen jeweils zwei dichotome Begriffe gegenübergestellt, analysiert und mit konkreten Beispielen belegt werden: Objektivität und Subjektivität, Genauigkeit und Eindeutigkeit, Sorgfalt und Schnelligkeit. Folgendes Zitat mag die Herangehensweise illustrieren: „Der Konflikt zwischen der Pflicht zur Genauigkeit und der Vorliebe für eindeutige Aussagen über die Realität existiert in beiden Berufen, ist aber nicht identisch. Vielmehr basiert er auf unterschiedlichen Voraussetzungen, die sich aus unterschiedlichen beruflichen Rahmenbedingungen ergeben. Die Voraussetzungen des Konflikts und die Lösungsmöglichkeiten, die sich für Journalisten und Wissenschaftler ergeben, hängen mit unterschiedlichen Auffassungen des Wahrheitsbegriffs zusammen.“ (S. 69-70)

Senja Post bezieht sich sehr stark auf erkenntnistheoretische Ansätze, insbesondere den kritischen Rationalismus Karl Poppers. Sie arbeitet sehr schön heraus, was den idealtypischen Vorstellungen von Journalisten und Wissenschaftlern gemein ist, worin sie sich aber in der Regel in ihrem Alltagshandeln unterscheiden. Sie beleuchtet dabei auch Aspekte wie die Qualitätssicherung durch Gutachter auf der einen und redaktionsinterne Kontrollen auf der anderen Seite sowie die Sanktionierung von Fehlern.

Theoretisch gut vorbereitet folgt der Leser der Autorin im sechsten Kapitel in die empirische Untersuchung. Senja Post hat eine bewusste Stichprobe von 500 Wissenschaftlern und 400 Journalisten gezogen; sie hat sich dabei auf Printjournalisten aus Qualitätszeitungen sowie Wissenschaftler an Hochschulen beschränkt. An der standardisierten schriftlichen Befragung haben schließlich 163 Wissenschaftler und 134 Journalisten teilgenommen (das entspricht einem Rücklauf von 33 bzw. 34 Prozent).

Auf acht Seiten hat die Wissenschaftlerin 21 Fragen formuliert, die jeweils die im theoretischen Teil angesprochenen Aspekte reflektieren und ihnen nachforschen. Die Kritik an der Methode und den Ergebnissen denkt die Autorin ein Stück weit voraus und hinterfragt mehrfach kritisch, ob ihre Fragen tatsächlich das abfragen, was sie abfragen sollten. Es ist müßig, im Nachhinein und aus der bequemen Distanz heraus darüber zu spekulieren, ob und welche anderen Ergebnisse andere Instrumente oder ein Methodenmix erbracht hätten.

Deutlich erkennbar ist, dass sowohl Journalisten als auch Wissenschaftler Objektivität ohne große Unterschiede als normative Handlungsleitlinien anerkennen. Normative Handlungsentscheidungen wie diese beeinflussen sowohl die journalistische als auch die wissenschaftliche berufliche Sozialisation. Deutlich wird, dass für beide Berufsfelder insbesondere Zeitdruck und fehlende Ressourcen besondere Lösungen in realen Konfliktsituationen fordern.

Können Journalisten von Wissenschaftlern lernen? Senja Post beantwortet diese Frage nur

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-2-300 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kurz auf der Basis ihrer Untersuchung und spricht ein paar interessante Punkte an, deren Diskussion auch und gerade in der journalistischen Praxis lohnend wären. Eine davon ist die Kritikkultur im Journalismus, sowohl die redaktionsinterne als auch die mit Blick auf die Publika. Allerdings schwingt hier die Bewertung mit, dass die Kritikkultur im wissenschaftlichen Feld (in Form von Begutachtung, Beobachtung und Austausch) tatsächlich Vorbildcharakter hat – woran ebenfalls gezweifelt werden darf.

Beatrice Dernbach

Konrad Scherfer / Helmut Volpers (Hrsg.)
Methoden der Webwissenschaft

Teil 1. Unter Mitarbeit von Birgit Pieplow und Miriam Schmitz

Berlin: Lit, 2013. – 280 S.

ISBN 978-3-643-11367-2

(Schriftenreihe Webwissenschaft; 2)

Als gelungener Beitrag zur Online-Forschung könnte dieser Band der beiden Kölner Medienwissenschaftler Scherfer und Volpers ohne weiteres durchgehen – wenn der Titel des Buches nicht explizit „Methoden der Webwissenschaft" lautete. Und die neue Schriftenreihe nicht korrespondierend dazu „Webwissenschaft" hieße. So muss sich der Leser zunächst mit dem Gehalt dieses Begriffes auseinandersetzen, den WWW-Erfinder Tim Berners-Lee geprägt hat. Scherfer und Volpers, Professoren am Institut für Informationswissenschaft der Fachhochschule Köln, beziehen sich in ihrer Einführung (7ff.) nämlich ausdrücklich auf den US-amerikanischen Physiker.

Der programmatische Aufsatz „A Framework for Web Science" von Berners-Lee et al. aus dem Jahre 2006 definiert Web Science als eine Kombination „of synthesis, analysis and governance" (Berners-Lee et al. 2006: 15). Web Science „aims to map how decentralised information structures can serve (…) scientific, representational and communicational requirements"(dies.: 3). Gemeint sind damit technische Funktionen, die es zu erforschen gelte. Dabei müssten „the essential aspects of identification, interaction and representation" identifiziert werden, „that make the Web work" (dies.: 11). Web Science ist also eine Art technische Informationswissenschaft. Was Berners-Lee umtreibt, sind technische Protokolle, Semantiken, Ontologien, Metadaten, Topologien, Referenzierungen sowie Such- und Retrievalmodelle und Algorithmen. Werden neue Strukturen gebildet, sollten diese durch Web Science zahlenmäßig erfasst und gemessen werden können. Sozialwissenschaften spielen zunächst keine Rolle. Die „research agenda" (dies.: 3) wird vielmehr von zwei Disziplinen dominiert: den Naturwissenschaften (insbesondere Mathematik und Physik) und der Informatik (dies.: 3): „Physical science is an analytic discipline (…); computer science is predominantly (though not exclusively) synthetic (…). Web science has to be a merging of these two paradigms; the Web needs to be studied and understood, and it needs to be engineered."

Die Methoden, die Berners-Lee et al. (13ff.) anregen, wirken ungeordnet. Hier hat die sozialwissenschaftlich geprägte Online-Forschung im deutschen Sprachraum bereits klarere Strukturierungsansätze geliefert. Am Ende dieses Aufsatzes (Berners-Lee et al. 2006: 80) ist dann doch noch von einer „Web Sociology" die Rede, die aber maßgeblich abhängt von „the engineering structure". Zwar seien Moral und ethische Fragen „a necessary part of the Web Science agenda" (dies.: 94), gesellschaftlich sei es aber geboten „to identify and try, where possible, to *engineer out* harmful behavior" (dies.: 96, Hervorhebung M.W.). Der Blick bleibt also stets ein primär technischer, auch wenn es um soziale Belange geht. Ingenieure fungieren hier als moralische Korrektoren bei abweichendem sozialem Verhalten. Der Ansatz entspricht weitgehend der Denkungsart (und vermutlich den Interessen) des W3C, einem technischen Normierungs- und Regulierungsverein.

Zurück zu Scherfer und Volpers: Zwar beziehen Sie sich ganz strikt auf Berners-Lee, dennoch erweitern sie flugs dessen Ansatz um eine sozialwissenschaftliche Perspektive (9): „Im Fokus stehen technologische und mathematische Aspekte der Webentwicklung. Dennoch werden *nachrangig* auch geistes- und sozialwissenschaftliche Perspektiven in den Blick gefasst; diese stehen in den hier vorgelegten „Methoden der Webwissenschaft" im Vordergrund" (Hervorhebung M.W.). Was „nachrangig" heißt, bleibt allerdings unklar. Scherfer und Volpers führen stattdessen einen weiteren Begriff ein, nämlich „Digital Methods", und berufen sich dabei auf Rogers (2013). Warum die Herausgeber zudem die Online-Forschung als „lediglich instrumentell" (10) bezeichnen, bleibt ebenfalls ihr Geheimnis. Das Internet war für Online-Forscher bislang immer zweifach relevant – als Methode *und* als Gegenstand. Immerhin konzedieren die Herausgeber „partielle Überschneidungen" (ebd.) zwischen Webwissenschaft und Online-Forschung.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-2-300 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY